

Probleme der Nationswerdung der Usbeken und Tadshiken

I.

Gemäß einer im „Spiegel“ vom 11. Mai 1987 veröffentlichten Mitteilung hat das Teheraner Presseorgan der „Islamisch-Republikanischen Partei“ (der damaligen, inzwischen aufgelösten Regierungspartei in Iran) vor einiger Zeit folgende Erklärung abgegeben: Iranischerseits betrachte man die Sowjetrepubliken Usbekistan, Tadshikistan, Turkmenistan und Teile Georgiens als zu befreiende Gebiete. Sie seien vom zaristischen Rußland im 19. Jahrhundert illegitimerweise dem damaligen iranischen Staat entrissen worden. Sollte diese Meldung zutreffen, hätten die neuen Herren Irans in semi-offizieller Form eine Forderung artikuliert, die schon seit Jahrzehnten zum Repertoire der radikalen, nationalistischen Ideologie des sogenannten „Paniranismus“ gehört.

Der politisch-historische Gehalt dieser Forderung ist zum guten Teil falsch. Von Herrschern im Iranischen Hochland wurden in der Tat vom 16. bis ins 19. Jahrhundert hinein Georgien, Armenien, Nord-Aserbaidshan sowie die südlichen Teile Dagestans und Turkmenistans reklamiert und zeitweilig auch regiert. Usbekistan und Tadshikistan, also die klassische Kulturlandschaft Transoxanien (das Land zwischen Oxus/Amu-Darja und Jaxartes/Syr-Darja), mit dem Pamirgebirge und seinem Vorland, wurden während der letzten drei Jahrtausende nur selten und jeweils nur für verhältnismäßig kurze Zeit von einem Staatswesen vereinnahmt, das sein Zentrum im Iranischen Hochland hatte.¹

Unter kulturellen Gesichtspunkten ist Transoxanien allerdings seit dem Altertum eines der Stammländer iranischer Zivilisation, sowohl unter sozio-kulturellen als auch lange Zeit unter linguistischen Aspekten. Die schon im Altertum existierenden politischen Gebilde Chorazm und Sogdien, wohl die bekanntesten iranischen Kulturgebiete des mittelasiatischen Altertums und frühen Mittelalters, waren hier gelegen. Von hier gingen im 9. und 10. Jahrhundert n. Chr. wichtige Impulse für die Herausbildung der klassischen neupersischen Literatursprache aus.² Auf dieses gemeinsame Erbe berufen sich noch heute zu Recht alle Sprecher der modernen Varianten des Neupersischen: des „Farsi“ (gemeinhin als „Persisch“ bezeichnet) in Iran, des „Dari“ in Afghanistan und des „Tadjiki“ in der Sowjetunion. Ein gemeinsames „politisches Erbe“ läßt sich hingegen selbst bei bestem Willen nicht konstruieren.

Seit dem Hochmittelalter ist Transoxanien, das *Mawara'an-nahr* der arabisch-islamischen Geographen, Einwanderungs- und Siedlungsgebiet türkischer Ethnien und Stämme aus Innerasien. Das Ergebnis dieses allmählichen Einwanderungsprozesses war vom 15. bis zum frühen 20. Jahrhundert ein komplexer, widersprüchlicher und dynamischer Zustand einer sozio-ökonomischen, kulturellen, linguistischen und politischen Symbiose einer größeren Anzahl ethnischer Elemente. Während der Herrschaftszeit Timurs und seiner Nachfolger, die

im späten 14. und im 15. Jahrhundert Transoxanien zu ihrem politischen Zentrum gemacht hatten, fand diese sozialhistorische Symbiose diejenige Ausprägung, die bis in unsere Zeit für diese Region charakteristisch bleiben sollte.

Türkische Stammesgebilde, die unter sprachlichen Gesichtspunkten den Sprechern „ost-türkischer“ Dialekte zuzuordnen waren, bildeten die militärische Basis und mithin die machtpolitische Grundvoraussetzung der timuridischen Staatsherrschaft. Ohne Zweifel stellten sie die hauptsächlichen Nutznießer der Steuer- und Eroberungspolitik des timuridischen Staates dar. Ihre militärischen und tribalen Führer, die sogenannten Amire, bildeten eine Art aristokratischer Schicht in Transoxanien. Die städtische, seßhafte Bevölkerung blieb jedoch in ihren sozio-kulturellen Strukturen iranisch geprägt, in sprachlicher Hinsicht durch das Persische. Zum guten Teil galt das auch für die agrarische Bevölkerung des flachen Landes. Das entlegene, gebirgige Pamirgebiet war stets und ist bis heute ein Refugium zum Teil sehr unterschiedlicher iranischer Völkerschaften.

Die besondere Struktur des zentralasiatischen Reiter- und Hirtennomadismus, auf die ich hier nicht näher eingehen will, bewirkte langfristig die kontinuierliche Seßhaftwerdung türkischer Individuen und Kleingruppen, die in den meisten Fällen aus ihren tribalen Verbänden ausgeschieden waren. Mit der Anpassung an die Lebensformen der traditionellen Seßhaften übernahmen sie in großem Umfang auch deren kulturelle Systeme – Siedlungsformen, agrikulturelle und ökonomische Traditionen, typisch iranische Urbanität und nicht zuletzt geistige Kultur.

Die Staatsverwaltung einschließlich des Finanzdepartements war durch und durch von Traditionen des iranisch-islamischen Mittelalters geprägt. Persisch galt als Verwaltungs- und Hofsprache und lieferte auch ein mit erheblichem Prestige behaftetes linguistisches Kommunikationsmedium für die elitäre Hof- und Hochkultur. Das Persische war – wie auch in seinen anderen Verbreitungsgebieten von Anatolien bis Indien – keineswegs jedermanns primäre Muttersprache, es erfüllte jedoch weithin die Funktion einer regionen- und schichtenübergreifenden Verkehrssprache, einer Lingua franca.

Der timuridische Staatsaufbau berücksichtigte diese ethno-sozialen Grundvoraussetzungen: Er kannte zwei institutionalisierte Beratungsgremien des Herrschers, einen sogenannten „persischen Diwan“, das war die Ratsversammlung der Bürokraten und Finanzspezialisten, und den „Diwan der Amire“, in dem militärische und staatspolitische Probleme erörtert wurden. Die Geschäftssprache des letzteren war Türkisch, die des ersteren Persisch. Der persische Diwan firmierte unter den Bezeichnungen „divan-e tadjikan“ (persisch) und „sart divani“ oder „tadjik divani“ (türkisch).³

Die Wörter „sart“ und „tadjik“ bezeichneten im türkischen Sprachgebrauch des spätmittelalterlichen Transoxaniens vor allem eine sozio-kulturell definierte Gruppe. In diesem Sinne wurde das Wort „tadjik“ auch im gesamten Verbreitungsraum des Persischen verwendet, zum Teil ist das auch heute noch der Fall. Es war demnach keineswegs eindeutig ein ethnisches Appellativum. Vielmehr wurden damit jahrhundertlang seßhafte, nichttribale bäuerliche und städtische Gesellschaftsschichten mit iranischem kulturellem Hintergrund bezeichnet, um sie von stammesmäßig organisierten, nomadischen oder transhumanten Gruppen abzugrenzen. Letztere waren im Hochland von Iran und in Mittelasien seit dem Spätmittelalter meistens – keineswegs immer – Angehörige tür-

kischer Ethnien. Darauf weist auch die gängige, polarisierende Floskel „tork o tadjik“ in der traditionellen persischen Historiographie hin, mit der die jahrhundertlang politisch und militärisch dominanten Turkstämme den seßhaften, sprachlich neupersisch akkulturierten Schichten gegenübergestellt wurden. Gleichfalls Persisch sprechende, aber tribal organisierte Bevölkerungsgruppen (zum Beispiel die Bachtjaren in Zentraliran oder die Hazaräs im afghanischen Bergland) wurden nie unter dem Begriff „tadjik“ subsumiert. Von seiten der militanten türkischen Stammesaristokratie wurde das Wort oft pejorativ gebraucht. In Afghanistan gilt „tadjik“ heute als ethnische Bezeichnung für die dortigen Persisch-Sprecher: De facto handelt es sich um eine Fremdbezeichnung (hauptsächlich seitens der tribal gegliederten Paschtunen) für nichttribale Seßhafte, sie schließt keineswegs alle Persisch-Sprecher des Landes ein. Die ethnisch-linguistische Selbstbezeichnung der afghanischen Persisch-Sprecher lautet dementsprechend auch nicht „tadjik“, sondern üblicherweise „farsivan“ (etwa „die Persler“).

Auch in Mittelasien galt „tadjik“ jahrhundertlang – gemeinsam mit dem Synonym „sart“ – nicht primär als ethnische Bezeichnung, sondern als soziokulturelle Kategorie. Die nominellen Vorläufer der heutigen Tadshiken waren die Angehörigen des seßhaften, nichttribalen oder enttribalisierten, kulturell iranisch geprägten Bevölkerungselements Transoxaniens. Die Verwendung der persischen Sprache war nicht das vorrangige Kriterium für die Definition von „Sarten“ oder „Tadshiken“.

Die ausschließlich iranischen und nicht türkisch beeinflussten Bewohner des Pamirs zogen noch im 20. Jahrhundert die ethno-linguistische Selbstbezeichnung „farsigu“ (Persisch-Sprecher) dem als pejorativ empfundenen „tadjik“ vor, soweit sie sich des Persischen und nicht einer der iranischen sogenannten „Pamirsprachen“ bedienten. Folgerichtig tauchten die Begriffe „tadjik“ und „sart“ in vormoderner Zeit nur in Situationen auf, in denen die so bezeichneten Bevölkerungsgruppen auf militante, tribal organisierte Ethnien meist türkischer Herkunft stießen und mit ihnen koexistieren mußten.⁴

Diese multiethnischen Verhältnisse Transoxaniens, wie sie sich schon im 15. Jahrhundert dargestellt hatten, waren für diese Region auch weiterhin bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts charakteristisch, also über einen Zeitraum von einem halben Jahrtausend! Allerdings sind dazu noch zwei wesentliche Bemerkungen zu machen:

1. Zur sprachlichen Situation: Im Zuge der kulturellen Iranisierung der agrarischen, urbanen und höfischen Schichten entwickelte und verbreitete sich vor allem im 15. Jahrhundert auch eine osttürkische Literatursprache, die fortan neben dem Persischen hohes Prestige innehatte: das Tschagataische. Ähnlich dem Osmanischen war auch diese türkische Hochsprache mit lexikalischen und sogar syntaktischen Elementen aus der persischen Literatursprache überfrachtet. Durch Übernahme klassischer persischer Literaturtraditionen entstand eine üppige tschagataische Kunstliteratur in Transoxanien, die ihrerseits in andere turksprachige Gebiete hineinwirkte, bis nach Kasan an der Wolga, bis auf die Krim und sogar ins Osmanische Reich. Das gleichermaßen verbreitete Persische ermöglichte den Transoxaniern den Sprachkontakt nach Afghanistan und vor allem ins islamische Indien, aus politischen Gründen allerdings weniger nach Iran, das sich seit der Annahme der Zwölferschia im 16. Jahrhundert von seinen sunnitischen Nachbarregionen zunehmend isoliert hatte. In Transoxanien

entstand ein besonderer Zustand des Bilingualismus. Die durchlässige Kenntnis beider Sprachen, des Türkischen wie des Persischen, wurde zum typischen Kennzeichen der transoxanischen sesshaften Bevölkerung.⁵

2. Die militärisch-politische Herrschaft über Transoxanien ging nach 1500 von den Timuriden auf eine andere Macht über, auf die Führer der türkischen Stammesföderation der Usbeken, die von der unteren Wolga, aus dem Herrschaftsgebiet der Goldenen Horde, eingewandert waren und die Timuridenherrschaft ablösten. Unter sprachlichen Gesichtspunkten waren sie keine Ost-Türken, sondern sogenannte Nord-Türken, also verwandt mit den Kasachen, Baschkiren und Tataren. Nichtsdestoweniger paßten sie sich den sozio-kulturellen und sprachlichen Gegebenheiten Transoxaniens an. In der Folge entstanden zunächst zwei von usbekischen Stammeseliten beherrschte Staaten, Buchara und Chiwa (auf dem Territorium des alten Landes Chorazm). Im 18. Jahrhundert kam ein dritter dazu, das Khanat Kokand in Fergana und in den nördlichen Flußoasen am Syr-Darja (Jaxartes).

Während die Bedeutung der persischen Sprache in Chiwa schon seit langem zugunsten des Tschagataischen rückläufig war, erhielt sich das Persische als offizielle Hof- und Verwaltungssprache in den beiden anderen Staaten, vor allem in Buchara. Erst seit der russischen Eroberung im 19. Jahrhundert, durch deren Folgen die Transoxanier in engeren Kontakt mit anderen turksprachigen Völkern Rußlands gerieten, begann sich die sprachliche persisch-tschagataische Balance allmählich dem Türkischen zuzuneigen.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts treffen wir auf folgende Situation: Die nord-türkischen Stämme der Usbeken und ihre Eliten stellten einen hochangesehenen Quasi-Adel dar, der durch den russischen Kolonialismus allerdings zunehmend politisch entmachtet worden war. Aus ihrer Sicht geringschätzig beurteilt existierten die agrarischen und urbanen Sarten, denen europäische Beobachter um die Jahrhundertwende einerseits kulturelle Iranisierung, gleichzeitig aber auch eine zunehmende Neigung zur Verwendung ost-türkischer Dialekte, die mit dem Tschagataischen verwandt waren, auf Kosten des Persischen attestierten, mit Ausnahme der – seit 1867 – russischen Stadt Samarkand und des Emirats Buchara, das unter einer usbekischen Dynastie seine innere Autonomie bis 1920 (beziehungsweise bis 1924 als sowjetische Volksrepublik) bewahren konnte. Der Osten dieses Emirats (das Pamirgebirge und seine Ausläufer) blieb iranisch geprägt. Die Sarten Ferganas waren gleichfalls mehrheitlich zweisprachig, zum Teil überwog das Persische. Seitens russischer politischer Beobachter, aber auch russischer Orientalisten (zum Beispiel Ostroumow) wurde das Wort „sart“, bisher ein traditionelles Synonym für „tadjik“, als ethnische Bezeichnung für die nunmehr zunehmend Türkisch sprechende, aber immer noch mehrheitlich bilinguale, sesshafte Bevölkerung in Opposition zu den Stammes-Usbeken mißverstanden. Westliche, vornehmlich russische Berichte um 1900 tendierten überdies dazu, das Wort „tadjik“ für als primär Persisch sprechend eingeschätzte Einheimische zu verwenden. Der genannte Ostroumow beschrieb schließlich die ost-türkische Umgangssprache Transoxaniens – einen direkten Vorläufer des heutigen Usbekischen – als „sartisch“. Die Einheimischen hätten diese Sprache niemals so bezeichnet! So kreierte Ostroumow gewissermaßen eine eigentlich fiktive „sartische“ (Turk-)Sprache, die sogar als Kriterium in eine russische Volkszählung Eingang fand.⁶

Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts das Gedankengut muslimisch-türkischer, nationalistischer Reformbewegungen, bekannt unter dem Sammelbegriff „Djadidismus“, insbesondere des **Turkismus** und des **Panturkismus**, aus Zentralrußland (Kasan, Krim) in die kolonialistische Verwaltungseinheit Russisch-Turkestan einströmte und – mit Verzögerung – auch auf die beiden Protektoratsstaaten Chiwa und Buchara übergriff, bot die gegebene multikulturelle Situation Mittelasiens zunächst keine günstigen Voraussetzungen für die Propagierung turkistisch-nationalistischer oder gar panturkistischer Ideen. Die seßhafte transoxanische Kulturgesellschaft stand in deutlicher sozio-kultureller Abgrenzung den fast ausschließlich tribalen Nomadengesellschaften der nord-türkischen (kiptschakischen) Kasachen und der süd-türkischen (ogusischen) Turkmenen gegenüber. Innerhalb Transoxaniens grenzte sich der nicht-transhumante, aber (wie die Kasachen) sprachlich nord-türkische Stammesadel der Usbeken von der sozio-kulturell distinkten Schicht der zweisprachigen Sarten (Tadshiken) ab, die durch ost-türkische Dialekte, die tschagataische Literatursprache und das Persische, geprägt waren. Die pejorative Bedeutung, mit der die Usbeken die Wörter „sart“ und „tadjik“ schon seit altersher belegt hatten, wurde in den kolonialrussischen Sprachgebrauch übernommen. Im Russischen bekam vor der Revolution das Wort „sart“ die abfällige Bedeutung von „turkestanischen Einheimischen“ insgesamt, ähnlich wie sich gleichzeitig in Aserbaidshan seitens der Russen die geringschätzig Fremdbezeichnung „tatar“ für die dort lebenden, Türkisch sprechenden Muslime durchgesetzt hatte. Bei der Übernahme des reformerischen, djadidistischen Gedankenguts durch einige Intellektuelle Mittelasiens, das um 1900 von den Tataren an der Wolga und auf der Krim, aber auch aus der osmanischen Türkei dorthin einströmte, konnte sich die turkistische, nationalistische Variante daher nur teilweise durchsetzen, etwa bei – nennen wir sie einmal so – „Turkestanisten“, die vom Zusammenschluß des ethnischen Mosaiks Mittelasiens zu einer homogenen „turkestanischen Nation“ mit sprachlicher Dominanz einer ost-türkisch geprägten Gemeinsprache träumten, die als modernes Pendant zur schon archaisch gewordenen tschagataischen Literatursprache gedacht war. Nebenbei gesagt: Ihre Akzeptanz der Bezeichnung „Turkestan“ für ganz Mittelasien war nichts anderes als die Übernahme eines von der russischen Kolonialverwaltung geprägten Begriffs. Traditionell hatte das Wort „Turkestan“ immer nur die an das Nord-Ufer des Syr-Darja grenzenden Oasenlandschaften bezeichnet. Erst die russische Administration hat den Geltungsbereich dieses Wortes auf das Gebiet des General-Gouvernements Turkestan ausgedehnt. Von einem solchen „großturkestanischen“ Konzept fühlten sich weder die regionalistisch-nationalistischen Aktivisten der (nord-türkischen) Kasachen und (süd-türkischen) Turkmenen sonderlich angesprochen, noch diejenigen „Sarten“ respektive „Tadshiken“ innerhalb Transoxaniens, die auf ihren persischen kulturellen Hintergrund nicht verzichten wollten. Es soll in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden, daß bei den Turkmenen schon seit dem 18. Jahrhundert eine turkmenische Schrifttums- und Literaturtradition existierte und daß im 19. Jahrhundert eine kasachische Schriftsprache entstand. Beide waren – entgegen dem Türkischen in Transoxanien – nicht ost-türkisch geprägt.⁷

Deshalb kam in Mittelasien auch eine zweite Variante des Djadidismus zum Zuge, die keine nationalistischen, sondern vielmehr modernistische, kulturevolutionäre Reformziele verfolgte und auf die Erhaltung der ethnischen Pluralität setzte. Sie stand der turkistischen Komponente vieler Djadidisten kritisch gegenüber. Während die Verfechter des Türkentums die Aufgabe des Persischen und seiner Dialekte zugunsten einer zu schaffenden ost-türkisch geprägten türkischen Gemeinsprache als kollektiver Hochsprache forderten — das Persische wurde ihrerseits zuweilen als „rückständige“ und „reaktionäre“ Sprache diffamiert —, beharrten ihre Gegner auf der Beibehaltung des Persischen als der authentischen Kultursprache Transoxaniens und des Pamirs, wenigstens als zweiter Sprache der Region. Gemeinsames Hauptthema aller dieser reformistischen Intellektuellen war allerdings — jenseits dieser Differenzen — die Gegnerschaft zum russischen kolonialen Joch und zu den als archaisch und reaktionär verstandenen einheimischen Regimen in den beiden Protektoraten Buchara und Chiwa. Vor allem ihrer radikalen Einstellung gegen die zaristische Fremdherrschaft dankten sie auch die allmähliche Popularitätszunahme ihrer Bewegungen bei der einheimischen Bevölkerung.⁸

Unter dem Eindruck der „jungtürkischen Revolution“ im Osmanischen Reich erlangte die nationalistisch-turkistische Richtung in der Folge bei den aufgeklärten Intellektuellen Mittelasiens ein immer deutlicheres Übergewicht über die anderen Gruppen. Ihre ideologischen Ziele waren eindeutig formuliert und boten schon allein dadurch bessere Möglichkeiten der Mobilisierung ihrer Anhänger, als sie auf ideologische und politische Erfahrungen und Diskurse zurückgreifen konnten, die von den tatarischen Reformbewegungen an der Wolga und auf der Krim bis zu den osmanischen Jungtürken reichten.

III.

Die erklärte Intention der neuen sowjetischen Macht, die „Nationale Frage“ endgültig, definitiv — und auf keinen Fall im Gegensatz zu ihren eigenen Machterhaltungsinteressen — zu „lösen“, führte zur Polarisierung in der nationalistischen Diskussion bei den transoxanischen Intellektuellen. Dieser Umstand muß vor der bei großen Bevölkerungsteilen verbreiteten Ablehnung des Sowjetsystems in den frühen zwanziger Jahren gesehen werden, die in den vielfältigen Bewegungen des sogenannten Basmatschitums zum Ausdruck kam.⁹ Die Sowjetmacht wurde in den ersten Jahren nach der Revolution von vielen Einheimischen als eine neue Variante der Fremdherrschaft empfunden, die noch dazu die erklärte programmatische Absicht vertrat, von außen und oben her in die herkömmliche Gesellschaftsstruktur Transoxaniens gezielt und verändernd einzugreifen.

Nach der Meisterung der militärischen Probleme, mit denen sich die Sowjetmacht im Bürgerkrieg in Turkestan am Anfang der zwanziger Jahre konfrontiert sah, waren die neuen Herren in Zugzwang, was die „nationale Aufteilung“ Mittelasiens betraf. Spätestens seit 1922/23 waren fast alle Träger turkistischer Ideen explizite Gegner der Sowjetmacht, sei es zwischen Wolga und Ural, sei es in Mittelasien. Daher mußten sowjetischerseits das Programm und die politische Wirksamkeit der „Turkestanisten“ bekämpft werden, sowohl was die Ziele der territorialstaatlichen Einheit Turkestans und der Homogenisierung

einer „gesamtturkestanischen Nation“ unter Einschluß Transoxaniens, aber auch der Kasachen, Kirgisen und Turkmenen, als auch was das Ziel der turksprachlichen Unifikation einer solchen zu schaffenden Nation anging.

Hier ist noch einmal zu verdeutlichen: Die konkreten sozial-historischen Gegebenheiten in der multiethnischen und multikulturellen, segmentären Gesellschaft Mittelasiens und seines Kernlandes Transoxanien, die sich über fünf Jahrhunderte hinweg herausgebildet hatten, kamen dem panturkistischen nationalistischen Konzept von einer territorial, sozial und sprachlich einheitlichen turkestanischen Nation überhaupt nicht entgegen. Es ist daher klar, daß innerhalb Transoxaniens wie auch bei manchen Kasachen und Turkmenen in dem Maß Skepsis gegen ein solches Konzept artikuliert wurde, in dem die Turkestanisten sich in den frühen zwanziger Jahren als Wortführer der antisowjetischen Bewegungen durchzusetzen versuchten. Die Lage wurde noch weiter kompliziert durch die Tatsache, daß modernistische Konzepte der Nationalisten von breiten einheimischen Kreisen erbittert zurückgewiesen wurden, die auf ihre Identifikation als Angehörige der „umma“, der Solidargemeinschaft der Muslime, setzten und jegliche modernistische Ideologie als gegen den Islam gerichtet ablehnten, ungeachtet der Tatsache, daß alle diese Gruppen durch die ihnen gemeinsame weitgehende Zurückweisung des neuen sowjetischen Systems gekennzeichnet waren. Diese einheimischen Widerstände gegen die modernistischen Turkestan-Nationalisten waren durch interne Faktoren der historischen Entwicklung bedingt und hatten zunächst überhaupt nichts mit einer beabsichtigten Anpassung an die Intentionen der sowjetischen Nationalitätenpolitik zu tun.

IV.

Rückblickend erscheinen die Gründung der Republik Usbekistan und die Proklamierung der usbekischen Nation durch die Sowjetmacht (1924) als ein realpolitisches Meisterstück. Diese Maßnahmen standen bei äußerer Betrachtung in krassem Gegensatz zu den Zielen der Turkestanisten. De facto boten sie aber nach der Niederschlagung der Basmatschi-Bewegung in der Mitte der zwanziger Jahre vielen ihrer Parteigänger Identifikationsmöglichkeiten an. Der Gegensatz Usbeken versus Sarten wurde aufgehoben, das abschätzigste Wort „sart“ wurde verpönt, alle durften nun die stolze Selbstbezeichnung „Usbek“ führen, deren Bedeutung auf populäre Weise als „jemand, der sein eigener Herr ist“ etymologisiert wurde. Das Tschagataische wurde zwar nicht zur „Unperson“, aber zur „Unsprache“ erklärt. Die neugeschaffene usbekische Sprache basierte zunächst auf den dem Kasachischen ähnlichen nord-türkischen Dialekten der usbekischen Stämme, also der historisch „echten“ Usbeken, und wurde erst in den dreißiger Jahren auf eine ost-türkische Basis übergeführt. Das nunmehrige Standard-Usbekische könnte seither als „Neu-“ oder besser: „Post-Tschagataisch“ bezeichnet werden. Eine solche Bezeichnung war sowjetischerseits jedoch aus ideologischen Gründen unmöglich; vielmehr wurde für das Tschagataische, die fünfhundert Jahre alte türkische Literatursprache Transoxaniens, die Bezeichnung „Alt-Usbekisch“ verordnet. Das war eine höchst fragwürdige Maßnahme, denn eigentlich müßten ja unter „Alt-Usbekisch“ die nordtürkischen Dialekte der usbekischen Stämme verstanden werden, die jahrhundert-

lang in Distanz zum ost-türkischen Tschagataischen und zu seinen Dialekten existiert hatten. Jedenfalls ist festzustellen, daß die Schaffung der usbekischen Territorial-Nation einerseits den politischen Zielen der Turkestanisten diametral entgegenlief, andererseits strukturell und methodisch den turkestanischen Argumentationen durchaus entgegenkam. Die alten, regionalen, multiethnisch definierten Staatsgebilde Buchara und Chiwa (Chorazm) wurden endgültig abgeschafft, was ja auch eine Forderung der Turkestanisten gewesen war. Die Traditionen der transoxanischen Kulturwelt boten inhaltlich kulturgeschichtliche Voraussetzungen für das sowjetischerseits angestrebte historische Selbstverständnis der neugeschaffenen „usbekischen Nation“. Als ziemlich homogener Erbe des spätmittelalterlichen Transoxaniens (Mawara'an-nahr) kann sich die Republik Usbekistan seither durchaus sozialgeschichtlich als kontinuierliche Fortführung der transoxanischen Kulturgesellschaft präsentieren, mit größerer historischer Berechtigung, als dies bei einem „gesamturkestanischen“ Staatswesen der Fall gewesen wäre, zu dessen Gründung es aufgrund externer Faktoren (nämlich der sowjetischen Machtpolitik) ja nie gekommen ist. Die Aufhebung des ethnosozialen Pluralismus zugunsten einer einheitlichen, turksprachigen Nation, eben der „Usbeken“, war wiederum eine Maßnahme, die den Strukturen – wenn auch nicht den politischen Zielen – des turkistischen Denkens durchaus entsprach.

Die Republik Usbekistan sozusagen als Kompromißangebot, als ein auf die transoxanischen Kerngebiete beschränktes „Klein-Turkestan“? Diese Rechnung der Sowjets ist wohl aufgegangen. Das heutige Usbekistan ist inzwischen zweifellos zum Ort der nationalen Identifikation und der patriotischen Empfindungen für mehr als sechzehn Millionen Menschen in Transoxanien geworden.¹⁰

V.

Was geschah aber mit denjenigen transoxanischen Intellektuellen, die sich in den frühen zwanziger Jahren mit den turkestanischen nationalen und sprachlichen Vereinheitlichungsideen nicht identifizieren konnten, die nach wie vor die iranische Komponente des Erbes ihres Landes als Bestandteil ihrer Kulturwelt erachteten?

Angeichts der zugespitzten Gegnerschaft zwischen Sowjets und turkestanischen Nationalisten ist schon in den frühen Jahren des mittelasiatischen Bürgerkriegs eine, wenn auch nur begrenzte, Interessenkonvergenz zwischen den Vertretern der sowjetischen Nationalitätenpolitik und den Anhängern von regionalistischen Tendenzen unter den muslimischen Modernisten in Mittelasien festzustellen. Solche regionalistischen Nationalisten hatten schon um 1920 im (turksprachigen) Aserbaidshan Fuß gefaßt und den Verfechtern einer überregionalen Einbettung ihres Landes in ein politisches Türkentum eine Absage erteilt, wie Tadeusz Swietochowski jüngst gezeigt hat.¹¹ In Transoxanien waren es vor allem die gegen turkistische Ziele eingestellten Fürsprecher des „Tadshikentums“, die sich im Sinne einer solchen Konvergenz der Sowjetmacht als zeitweilige Bündnispartner anboten. Ihnen ging es um die Bewahrung der besonderen, persisch geprägten Kulturschichten in Transoxanien gegenüber den großräumigen politischen, sprachlichen und kulturellen Vereinheitlichungszielen der Turkestanisten. In Anknüpfung an die Bezeichnung „tadjik“ für dieje-

nige soziale Schicht, die stets Träger dieser Kulturformen (einschließlich der persischen Sprache) war, wurden zunehmend die kulturellen Interessen eines „tadshikischen Volkes“ artikuliert. An den Schriften eines der Vorreiter dieser Bewegung, des ursprünglich djadidistischen Schriftstellers, Dichters und Kulturpolitikers Sadriiddin Ajni, ist zu erkennen, daß ihr Ziel zunächst nicht primär die exklusive Förderung der persischen Sprache war. Der sprachpolitische Druck der turkestanischen Nationalisten bewirkte aber, daß die Verteidigung des Persischen zunehmend zum Hauptprogramm Ajnis und seiner Gesinnungsgenossen wurde (etwa von 1923 an), obwohl Ajni selbst noch Jahrzehnte später seine literarischen Werke auch auf usbekisch abfaßte. Angesichts der oben beschriebenen konkreten Umstände der Gründung Usbekistans, und weil die sowjetischen Nationalitätenpolitiker gemäß Stalins Definition des Nationsbegriffs auf der Bildung von sprachlich und territorial einheitlichen Nationen in Mittelasien beharrten, blieb den tadshikischen Regionalisten schließlich nichts anderes übrig, als in einem eingegrenzten Gebiet die persische Sprache als „Nationalsprache“ zu propagieren, was seinen Ausdruck in der Gründung des Landes Tadshikistan fand, zunächst als einer Autonomen Republik innerhalb Usbekistans (14. Oktober 1924), einige Jahre später im Range einer Unionsrepublik (5. Oktober 1929). Die Proklamation Tadshikistans erfolgte übrigens gegen den Widerstand nicht nur erklärter Turkestanisten, sondern auch seitens mancher „neu-usbekischer“ Patrioten.¹²

Diese Entwicklung verlief zunächst durchaus im Sinne der sowjetischen Nationalitätenpolitiker. Sie barg jedoch aus sowjetischer Sicht längerfristig eine andere Gefahr in sich: die Verbreitung des „Paniranismus“ unter den tadshikischen Intellektuellen, also der Bewußtwerdung intensiver Gemeinsamkeiten des kulturellen und sprachlichen Erbes der mittelasiatischen Persisch-Sprecher mit den Völkern Irans und Afghanistans. Das in solchem ideologischen Denken enthaltene, für die Sowjetmacht destabilisierende politische Potential wurde seitens der Moskauer Staatsführung offenbar frühzeitig erkannt. Spätestens seit 1925 waren die intellektuellen Fürsprecher der Distanzierung der Tadshiken von den inzwischen als Nation mit eigener türkischer Nationalsprache konstituierten Usbeken gehalten, sich als besonderes mittelasiatisch-iranisches Element auch von Iranern und Afghanen kulturell abzugrenzen. Der Begriff „Tadshiken“ wurde nun endgültig zur Nationalbezeichnung umgewandelt. In der Folge wurde eine normierte tadshikische Hochsprache im Kontrast zum klassischen Persischen und unter maßgeblicher Berücksichtigung phonetischer, lexikalischer, morphologischer und syntaktischer Besonderheiten der mittelasiatischen Persisch-Sprecher festgelegt. Seit 1927 galt für diese Sonderform des Neupersischen ein phonetisch konzipiertes Alphabet auf der Basis des lateinischen, von 1940 bis heute des kyrillischen Schriftsystems. Zu den normativen Sonderformen des Tadshikischen gegenüber dem herkömmlichen literarischen Persischen, das in Iran und Afghanistan weiterhin galt, traten im Wege der Spracherneuerung bis heute eine Fülle von Russizismen, Neologismen auf der Basis von Lehnübersetzungen aus dem Russischen und eigene Neuprägungen, die von den Ergebnissen der Spracherneuerung des Persischen in Iran erheblich abweichen. Allerdings wurde die generelle Orientierung an der klassischen persischen Literatursprache beibehalten. Manche Theoretiker und Literaten, die radikal auf verschiedene Dialekte als Basis des neuen Tadshikischen zurückgreifen wollten mit dem Argument, es handle sich dabei um authentische

„proletarische“ Sprachelemente, wurden in die Nähe von Tendenzen wie etwa dem „Proletkult“ gerückt und zurückgewiesen.¹³

Zur Festigung des tadshikischen Nationalbewußtseins in sowjetischem Rahmen mußte auch – getreu generellen nationalistischen Mustern, die ja überall in der Welt historistisch geprägt waren und bis heute sind – eine besondere, tadshikische Nationalgeschichte geschaffen werden. Ihre Zielsetzungen waren vielfältig. Zum einen bestand die Aufgabe, die Wurzeln des tadshikischen Volkes wenigstens bis in die Spätantike konsequent zu verfolgen. Die Tadshiken werden heute aus sowjetischer Sicht als direkte Nachfolger der vorislamischen mittelasiatischen, iranischen Sogdier beschrieben, das Aufblühen der neupersischen Literatursprache in frühislamischer Zeit in Ostiran und Transoxanien wird als primäre geschichtliche Leistung der Tadshiken dargestellt.

Mit diesem Geschichtsbild konnten mehrere Fliegen mit einem Schlag getroffen werden: Zum einen wurden die Tadshiken als die älteste transoxanische Ethnie präsentiert, die schon lange vor den erst seit dem 10. Jahrhundert verstärkt eindringenden Türken das Land zwischen Oxus und Jaxartes kulturell geprägt hatten. Zum anderen wurden mit dem Argument des sogdischen Ursprungs der Tadshiken die Perser des Iranischen Hochlandes als genuin andersstämmig dargestellt: Diese wurden auf das „Staatsvolk“ des vorislamischen Sassanidenreiches zurückgeführt – was übrigens auch den historischen Nationaldoktrinen des modernen iranischen Nationalismus entspricht.

Ferner gilt die klassische neupersische Sprache gemäß dem sowjet-tadshikischen Geschichtsbild als eine hauptsächlich von den Tadshiken Transoxaniens und Chorasans entwickelte Literatursprache, die sich im westlichen Hochland von Iran, dem eigentlichen „Persien“, erst später verbreitete. Dieser Lehrsatz ermöglichte es wiederum, die gesamte klassische persische Literatur zum kulturellen Erbe des tadshikischen Volkes zu erklären, ungeachtet der Herkunft des jeweiligen Dichters.

Ein weiterer Effekt dieser historischen Prinzipien bestand darin, daß sie bestens geeignet waren, den erst in den zwanziger Jahren zur Nation erklärten Tadshiken das kollektive Bewußtsein eines seit urdenklichen Zeiten existierenden Kulturvolkes zu vermitteln. Die bis in die Revolutionszeit eher gering-schätzig Gruppenbezeichnung „tadjik“ wurde in der Folge zu einer stolzen, pathetischen Eigenbenennung dieser Nation im mittelasiatisch-islamischen Kulturraum aufgewertet.

Soweit die spezifisch tadshikischen, internen Aspekte dieses Nationalgeschichtsbildes; unter allgemein sowjetischen Gesichtspunkten mußte die Geschichtsschreibung der Republik weitere Kriterien erfüllen. Schon von den zwanziger Jahren an galt die Kategorie der „zwei Ströme“ („dwa potoka“) in der sowjetischen geschichts- und kulturwissenschaftlichen Forschung und der Popularisierung ihrer Ergebnisse als verbindlich. Das nationale historische und kulturelle Erbe war nicht als einheitliche Kategorie, sondern in der Konfrontation herrschaftlich-reaktionärer Traditionen mit solchen „proletarischer“ beziehungsweise „vorproletarischer“ Natur herauszuarbeiten. Die nationale Geschichtsschreibung war mithin grundsätzlich gehalten, die historische Entwicklung von Klassenkämpfen zu ermitteln. Historische Phänomene sollten stets einem der beiden „Ströme“ zugeordnet und als „progressiv“ oder „reaktionär“ beurteilt werden. Die Diskussion dieser Kategorien war von Anfang an durch ideologische Vorgaben der Führung der KPdSU eingegrenzt. Unter diesem Ge-

sichtspunkt gilt zum Teil bis heute eine Reihe allgemeiner Grundsätze in der sowjet-tadshikischen Historiographie: Die islamische Religion und ihre soziokulturellen Auswirkungen auf die Tadshiken sollten grundsätzlich als „reaktionär“ stigmatisiert werden. Von den dreißiger Jahren an hatte die Klassenanalyse vormoderner Gesellschaften der verordneten Kategorie des „Feudalismus“ zu folgen. Historische Klassenkämpfe wurden von der gleichen Zeit an zunehmend teleologisch interpretiert: Als „progressiv“ waren alle Entwicklungen zu beurteilen, die die Vorbedingungen für die Errichtung der Sowjetmacht in Mittelasien vorbereitet hatten. Mit der Propagierung des „Sowjetpatriotismus“ wurde dieses Prinzip in den vierziger und fünfziger Jahren auf die politische Vereinigung mit Rußland, also die zaristische Kolonialisierung Mittelasiens, ausgedehnt. Zeitgenössischer Regionalismus und Nationalismus waren fortan leicht als anti-russisch und dadurch als „reaktionär“ zu verurteilen, umgekehrt wurden Bekenntnisse zur „Freundschaft“ mit den Völkern der UdSSR, allen voran mit dem „großen russischen Brudervolk“, verlangt.

Aus alledem ergibt sich, daß das bis heute entstandene, im Lande weithin akzeptierte und verinnerlichte sowjet-tadshikische Nationalgeschichtsbild entlang einer Kette ständiger, vorgegebener Widersprüchlichkeiten entwickelt wurde. Die Abgrenzung von turkistischen und auf eine „turkestanische“ Großnation ausgerichteten Konzepten erforderte die Verherrlichung der iranisch-tadshikischen Vergangenheit in Mittelasien. Stalin persönlich wurde zugeschrieben, gezeigt zu haben, daß „das tadshikische Volk eine alte, ureigene Kultur“ habe.¹⁴ Die Herrschaftsperiode der Samaniden im 10. Jahrhundert, die erste Blütezeit der persisch-tadshikischen Literatursprache, nach den generell verordneten Richtlinien eigentlich als „feudal“ zu kritisieren, wird als ein Höhepunkt der tadshikischen Kulturformierung gepriesen. Die Beurteilung der Islamisierung der Tadshiken als „historischer Rückschritt“ produzierte suspekte Analogien zum modernen iranischen nationalen Historismus, die ihrerseits wiederum bekämpft werden mußten. Emanzipatorische, djadidistische Intellektuelle der vorrevolutionären Periode wurden zum Teil als aufklärerische Vorläufer der Revolution und mithin als tadshikische Nationalhelden gefeiert (Ahmad Donisch und sein Kreis), zum Teil als bürgerliche Nationalisten verdammt. Schwierigkeiten haben die Historiker Tadshikistans bis heute mit dem Sachverhalt, daß sie einerseits Buchara und Samarkand als jahrhundertealte tadshikische Kulturzentren rühmen, diese Städte jedoch der usbekischen Nachbarrepublik angehören. Die Republiksgrenzen in Frage zu stellen, galt hingegen wiederum als „bürgerlicher“ Nationalismus und mithin als antisowjetisch, mit einer Ausnahme: Die nachträgliche Eingliederung der ferganischen Stadt Chodshent (heute: Leninabad) in die Tadshikische Republik, der heftige lokale Auseinandersetzungen vorangegangen waren, wurde später gern triumphierend als Beleg für den flexiblen und demokratischen Charakter der sowjetischen Nationalitätenpolitik zu Stalins Zeiten zitiert. Die geforderte kulturhistorische Abgrenzung der tadshikischen Geschichte von anderen iranischen Völkern kontrastiert heftig mit der gleichzeitigen Eingemeindung der gesamten klassischen persischen Literatur in das „kulturelle Erbe“ der tadshikischen Nation. Die Überwindung des multiethnischen Charakters der vormodernen Gesellschaft Transoxaniens durch die Schaffung sowjetischer Nationalstaaten wird als wichtige Station auf dem Wege des Fortschritts gefeiert. Gleichzeitig dienen aber die früheren ethnischen Verhältnisse als Beleg für die traditionelle

„Freundschaft“ zwischen der usbekischen und der – natürlich viel älteren – tadshikischen Nation. Die Aufzählung weiterer Widersprüche könnte viele Seiten füllen. Sie gehen allesamt auf die historisch begründete Interessenkonvergenz der frühen Verfechter des tadshikischen Nationalgedankens (versus „Turkestanismus“) mit der sowjetischen Nationalitätenpolitik zurück.

Alledem gemäß ist von zwei Tatsachen auszugehen:

1. Die nationale Selbstfindung der Tadshiken in den zwanziger Jahren trägt von Anfang an deutliche historistische Züge; sozial- und kulturhistorische Interpretationen der Geschichte Mittelasiens sind konstitutive Elemente des tadshikischen Nationalgedankens.

2. Die Entwicklung des tadshikischen Nationalbewußtseins in den frühen zwanziger Jahren wurde von Anfang an seitens der sowjetischen Nationalitätenpolitik grundsätzlich als positiv empfunden.

Die historische Diskussion beherrscht daher in hohem Maße das nationale Kulturleben der Tadshiken bis heute. Seitens der Sowjetmacht wurden dieser Diskussion bis heute immer wieder inhaltliche Freiräume zugestanden. Sie wurde und wird bis heute sowohl von Fachhistorikern als auch von Publizisten und Literaten mit starker öffentlicher Resonanz getragen. Bis heute gilt sie als wichtiges Politikum im öffentlichen Leben der Republik und schließt alle Aspekte der Gesellschafts- und Kulturgeschichte ein. An ihr beteiligen sich in gesamtso-wjetischem Maßstab sowohl tadshikische als auch andere Historiker, Orientalisten, Literaturwissenschaftler, Archäologen etc.¹⁵

In der westlichen Forschung hat die Entwicklung des tadshikischen Nationalbewußtseins unter den Bedingungen der Sowjetmacht bis heute erstaunlich wenig Niederschlag gefunden. Aus „sowjetologischer“ Sicht gibt es nur eine einzige Monographie, die sich explizit mit Tadshikistan befaßt.¹⁶ Auch in dieser Studie wird der tadshikische Nationalismus nur linear der sowjetischen Nationalitätenpolitik entgegengesetzt. Die von Anfang an bestehenden besonderen Affinitäten zwischen den frühen Verfechtern des „Tadshikismus“ und der Sowjetmacht und die sich daraus ergebende dialektische Dynamik werden schlicht ignoriert. Dies gilt in noch höherem Maße für die Untersuchungen, die sich mit den nationalistischen Bestrebungen der sowjetischen Turkvölker oder der, wie es neuerdings oft heißt, „sowjetischen Muslime“ insgesamt beschäftigen. Oft werden, mehr oder weniger explizit, überregionale panturkistische, turkestanistische beziehungsweise „muslimisch-nationalkommunistische“ Konzepte als historisch gerechtfertigte, autochthone Modelle möglicher nationaler Entwicklung auf nahezu manichäische Weise den als artifiziell und willkürlich beurteilten Maßnahmen der sowjetischen Nationalitätenpolitik entgegengestellt. Ich habe in diesem Aufsatz versucht zu verdeutlichen, daß solche Argumentationen dem komplexen historischen Befund nicht gerecht werden. Die beiden Republiken Usbekistan und Tadshikistan stehen gemeinsam in einer wesentlich plausibleren sozio-kulturellen Kontinuität zu der vormodernen Kulturlandschaft Transoxanien, als das bei einer auch Kasachen und Turkmenen einschließenden „groß-turkestanischen“ Nation der Fall gewesen wäre. Aufgrund der bis heute noch weiter bestehenden türkisch-iranischen Zweisprachigkeit und vieler linguistischer Affinitäten der beiden genetisch unterschiedlichen Sprachen bestehen zwischen diesen zwei Republiken nach wie vor besonders durchlässige Kommunikationsmöglichkeiten.

Manche westliche Autoren subsumierten die Tadshiken sogar *expressis verbis* unter die Turkvölker und folgten darin unbewußt und unkritisch den Thesen vormaliger turkistisch-nationalistischer Ideologen, die in den Persisch-Sprechern Mittelasiens nur sprachlich verfremdete Türken sehen wollten – ähnlich den Theoretikern der gegenwärtigen Türkei, die offiziell die Kurden zu „Berg-Türken“ deklarieren, die ihrer ursprünglichen und eigentlichen Sprache – dem Türkischen – in der Geschichte nur vorübergehend entfremdet worden seien. Bedenkt man die ähnlich strukturierte, bizarre Argumentation des heutigen offiziellen Bulgariens zugunsten der organisierten Ent-Türkisierung bulgarischer Muslime, wird erst richtig deutlich, auf welchem dürftigen Niveau in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts die theoretische Diskussion mancher turkistischer Nationalisten stattgefunden hatte.¹⁷ Das würde aber auch deutlich werden, wenn die ideen- und ideologiegeschichtlichen Forscher über russische und sowjetische Muslime in stärkerem Maß die außerrussischen und außersowjetischen Komponenten ihres Gegenstandes berücksichtigten: neben anderen vorderasiatischen Ideologien etwa die zwar historisch sehr wirksamen, dennoch ungemein abstrusen Ideen des osmanischen Panturkisten Tekinalp aus der Zeit um die Jahrhundertwende, der damals von einem türkischen Weltreich unter Einschluß Finnlands und Ungarns im Westen und von Korea und Japan im Osten geträumt und damit vielen jungen Menschen seiner Zeit den Kopf verdreht hatte.

Es ist mithin an der Zeit, die neuere und neueste Geschichte und Kultur mittelasiatischer Völker als einen Forschungsgegenstand *sui generis* wahrzunehmen und nicht ausschließlich oder vorrangig unter externen Gesichtspunkten zu betreiben. Letzteres ist durchaus der Fall, solange wir die sogenannten „sowjetischen Muslime“ nur unter dem Gesichtspunkt ihres antisowjetischen Widerstands und ihres Abhängigkeitsverhältnisses gegenüber der „Moskauer Zentrale“ betrachten und davon absehen, daß Regionen wie Mittelasien, der Kaukasus etc. auch unter sowjetischen Auspizien eine vielfältige innere Entwicklung erfahren haben, die das reale Leben der dortigen Menschen in hohem Maße bestimmt. Hegemoniale Abhängigkeit dominiert heutzutage den größten Teil der Menschheit, und selbst die Nationen Mitteleuropas machen dabei keine Ausnahme. Wir wären dennoch schlecht beraten, ihre Geschichte und Kultur nur aus diesem Blickwinkel zu betrachten und die üppige Fülle anderer Aspekte menschlichen Seins auszublenden. Ein Umschwung in diese Richtung ist in den letzten zehn bis zwanzig Jahren in der westlichen Zentralasien-Forschung durchaus festzustellen. Er sollte von allen Seiten her verstärkt unterstützt werden.¹⁸

Anmerkungen

- 1 Sogdien und Chorazm waren integrierte Bestandteile des iranischen Achämenidenreiches (559-330 v. Chr.); Sogdien bildete die 16. Satrapie dieses Reiches und gehörte für kurze Zeit auch dem Seleukidenreich an. Die Partherherrschaft reichte kaum über den Amu-Darja nach Norden. Die Macht der im Iranischen Hochland beheimateten Sasaniden (22-651 n. Chr.) erfaßte Transoxanien jeweils nur vorübergehend. Die arabisch-muslimische Eroberung (7. Jahrhundert n. Chr.) hatte zur Folge, daß sowohl das Iranische Hochland als auch Transoxanien im Rahmen des östlichen Kalifenbereichs in einen politischen Zusammenhang gebracht wurden. Die politische Macht war allerdings in Syrien, später in Mesopotamien beheimatet. Das Reich der islamisch-iranischen Samaniden (9.-10. Jahrhundert n. Chr.) hatte sein Zentrum in Transoxanien (Haupt-

stadt: Buchara). Von dort erfolgte ihre Machtausdehnung über Ost-Iran; die Samaniden können mithin territorial als eine genuin transoxanische politische Kraft eingeschätzt werden.

Im 11. Jahrhundert n. Chr. übten die türkischen Groß-Seldschuken von ihrem Zentrum in Iran vorübergehend die Oberhoheit über Transoxanien aus. Im 12. Jahrhundert wurden sie von den – wie schon ihr Name sagt – transoxanischen Chorazm-Schahs (gleichfalls türkischer Herkunft) verdrängt. Unter den dshingisidischen Mongolen (13. und 14. Jahrhundert) wurde die politische Trennung Irans von Transoxanien endgültig festgeschrieben: Im iranischen Hochland herrschten die mongolischen Il-Khane, Chorazm gehörte zur Goldenen Horde (Zentrum an der unteren Wolga), der Rest Transoxaniens bildete gemeinsam mit dem heutigen Sinkiang den gleichfalls mongolischen „Ulus Tschagatay“. Die drei Mongolenstaaten waren untereinander permanent verfeindet. Timur und seine Nachfolger (14. und 15. Jahrhundert) betrachteten Transoxanien als ihr Stammland und behandelten die iranischen Gebiete als erobertes Territorium. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts existierte keinerlei politische Gemeinsamkeit mehr zwischen Iran und Transoxanien. Die Verbreitung der Zwölfer-Schia in Iran durch die Safaviden (nach 1500) schuf ein weiteres trennendes Element zwischen Iran und dem sunnitisch gebliebenen Transoxanien, das bis auf den heutigen Tag wirksam geblieben ist.

- 2 Gilbert Lazard: *The Rise of the New Persian Language*, in: *The Cambridge History of Iran – Volume 4: The Period from the Arab Invasion to the Saljuqs* (Hrsg.: Richard N. Frye), Cambridge 1975, S. 595-632. Das Neupersische etablierte sich sehr bald als vorrangige überregionale Kommunikationssprache in der „östlichen“ islamischen Welt, also im Iranischen Hochland und in Transoxanien, aber auch bei den Muslimen im Kaukasus und in Indien, zeitweise sogar in Anatolien (zur Zeit der „Rum-Seldschuken“ und unter den frühen Osmanen). Für die Türken Mittelasiens – wie auch später für die indischen Muslime – war das Persische lange Zeit die islamische Hoch- und Kultursprache schlechthin. Ihre Präferenz für das Persische während des Hochmittelalters hatte zum guten Teil die Durchsetzung des Persischen gegenüber dem Arabischen ermöglicht, schließlich nicht nur als sprachliches Medium des Alltagslebens und der schönen Literatur, sondern auch als die Sprache der Staatsverwaltung (Wilhelm Barthold: *Zwölf Vorlesungen über die Geschichte Mittelasiens*, Berlin 1935, S. 221, 225 und mehrfach).
- 3 Hans Robert Roemer: *Staatschreiben der Timuridenzeit. Das Šaraf-namā des ‚Abdallah Marwarid in kritischer Auswertung. Persischer Text in Faksimile* (Veröffentlichungen der Orientalischen Kommission 3), Wiesbaden 1952, S. 169 f.
- 4 Hans Heinrich Schaeder: *Türkische Namen der Iranier*, in: *Die Welt des Islams* (Sonderband: Festschrift Friedrich Giese), Leipzig 1941, S. 1-34; Vladimir V. Bartol'd (Barthold): *Tadžiki – istoričeskij očerk*, in: *Akademik V. V. Bartol'd, Sočinenija Bd. 2/1*, Moskau 1963, S. 452-468; außerdem: W. Barthold: *Tadžik*, in: *Enzyklopaedie des Islam*, Bd. 1-4, Leiden-Leipzig 1908, 1913-1936, Bd. 4, S. 648. Zum Begriff „sart“ und seiner jahrhundertelangen Gleichbedeutung mit „tadžik“ vgl. neben Schaeder (siehe oben) auch Barthold, *Zwölf Vorlesungen*, a.a.O. (Anm. 2), S. 239, 243.
- 5 A. K. Borovkov: *Tadžiksko-uzbekskoe dvujazyčnie i vopros o vzaimovlijanii tadžikskogo i uzbekskogo jazykov*, in: *Učenie zapiski instituta vostokovedenija* 4 (1952), S. 165-200; Gerhard Doerfer: *Türkische Lehnwörter im Tadschikischen* (Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes 37/3), Wiesbaden 1967; Jiri Bečka: *Tajik Literature from the 16th Century to the Present*, in: Jan Rypka: *History of Iranian Literature*, Dordrecht 1968, S. 483-605, insbesondere S. 488; Barthold: *Zwölf Vorlesungen*, a.a.O. (Anm. 2), S. 242 und passim. Die von panturkistischen und „turkestanistischen“ Nationalisten der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts oft verbreitete Version, das Persische sei in Transoxanien nur als elitäre Bildungs- und Gelehrtensprache verbreitet gewesen, ist aus der Luft gegriffen. Dieses Argument war offenbar eine unstatthafte Übertragung sprachlicher Verhältnisse im Osmanischen Reich auf Mittelasien im Wege des ideologischen „wishful thinking“ turkistischer Nationalisten. Rezente sowjetische Statistiken weisen keine Daten über das heutige Niveau der persisch-türkischen (also: tadschikisch-usbekischen) Zweisprachigkeit auf. Sie verzeichnen nur Angaben der Gezählten über ihre nationale Selbstzuordnung und über ihre Muttersprache, wodurch der Prozentsatz der tadschikischen Minderheit in Usbekistan sehr erheblich unter der Zahl der tatsächlich immer noch doppelsprachigen Bevölkerung liegt, wie das Beispiel Samarkand zeigt. Hier dürfte der Prozentsatz von Zweisprachlern (usbekisch-tadschikisch)

- de facto bei 70 Prozent liegen, während der Anteil derer, die sich als Tadshiken beziehungsweise das Tadshikische als ihre Muttersprache deklarieren, nur etwa 25 Prozent ausmacht. (Alexandre Bennigsen und S. Enders Wimbush: Muslims of the Soviet Empire – A Guide, London 1985, S. 86, 92 f.) Die sowjetische soziologische Bilingualismus-Forschung konzentriert sich vorwiegend auf das Spannungsfeld „Russisch – Nationale Sprache“ und läßt das auf vormoderne Verhältnisse zurückzuführende, weit verbreitete Phänomen des traditionellen Bilingualismus beziehungsweise Multilingualismus in vielen Regionen (zum Beispiel Transkaukasien, Kaukasus, Mittelasien, Teile Sibiriens), das durch jeweils nicht-russische Sprachen konstituiert wird, oft außer acht (Autorenkollektiv: Present-Day Ethnic Processes in the USSR, Moskau 1977/1982, S. 135-158).
- 6 Zur politischen, religiösen und kulturellen Anpassung der frühesten Usbeken-Dynastie, der Saibaniden, an die transoxanische Kulturwelt vergleiche Ulrich Haarmann: Staat und Religion in Transoxanien im frühen 16. Jahrhundert, in: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 124 (1974), S. 332-369. Die traditionelle Priorität des Türkischen in Chorazm (dem späteren Khanat Chiwa) hängt mit der Tatsache zusammen, daß Chorazm im Gegensatz zum restlichen Transoxanien in der Mongolenzeit nicht zum Ulus Tschagatay gehörte, sondern zum verfeindeten Ulus Djutsch, der sogenannten „Goldenen Horde“. Mithin war Chorazm längere Zeit nach der unteren Wolga orientiert und vom Kontakt mit den persisch-sprachigen Gebieten Transoxaniens (Buchara, Samarkand, Fergana etc.) abgeschlossen.
 - 7 Schon im 18. Jahrhundert fand in der Nachfolge des Dichters Mahdum-Quli verschriftlichte turkmenische Dichtung weite Popularität unter den Turkmenenstämmen. Wesentliche Anstöße zur Entstehung einer kasachischen Literatursprache gab der russophile kasachische Dichter und Literat Ibrahim („Abai“) Kunanbaev im 19. Jahrhundert.
 - 8 Eine der ersten Maßnahmen in diesem Sinne war die offizielle Abschaffung der persischen Staats- und Verwaltungssprache in Buchara nach der Verkündung der „Sowjetischen Volksrepublik Buchara“ 1920. Selbst die Anhänger dieser Maßnahme waren jedoch nicht notwendigerweise Träger eines panturkistischen, turkistischen oder turkestanistischen Konzepts, wie der bucharische Regierungschef und spätere hohe Funktionär der Usbekischen SSR, der bei den Moskauer Prozessen hingerrichtete Fajzullo Chozaev (russ. Chodzaev), bezeugt (F. Chodzaev: Izbrannye sočinenija Bd. 1, Taschkent 1970, S. 360 f.). Unter den aufgeklärten Intellektuellen („Djadidisten“) des Emirats Buchara gab es eine Richtung, die ausdrücklich auf der weiteren Verwendung des Persischen als Kommunikationssprache beharrte. Ihr prominentester Vertreter war der Politiker und Literat Ahmad Donisch. Zu seinen Anhängern zählte der theologische Pädagoge Domullo Ikrom, der um 1909 die erste modernistische Schule in Buchara gründete. Die Unterrichtssprache war Persisch. Nach türkischen (tatarischen) Vorbildern wurden auch „moderne“ persische Schulbücher verfaßt, zum Beispiel Tahzib-us-sib'ën (Samarkand 1909/10) und Tartil-ul-qur'ön (Buchara 1914) von Sadridin Ajni. Vergleiche Bert Fragner: Sowjetmacht und Islam: die Revolution von Buchara, in: Ulrich Haarmann und Peter Bachmann (Hrsg.): Die islamische Welt zwischen Mittelalter und Neuzeit – Festschrift für Hans Robert Roemer zum 65. Geburtstag (Beiruter Texte und Studien 22), Beirut 1979, S. 146-166.
 - 9 Hierzu der Beitrag von R. Lorenz in diesem Band, S. 235 ff.
 - 10 Der verdeckte multiethnische Charakter der neuen „usbekischen“ Nation in gut transoxanischer Tradition kommt deutlich zum Ausdruck im Kapitel über die Usbeken bei Bennigsen und Wimbush: Muslims of the Soviet Empire, S. 50-62, vor allem S. 57 f.
 - 11 Tadeusz Swietochowski: Russian Azerbaijan, 1905-1920. The Shaping of National Identity in a Muslim Community, Cambridge 1985. In seinem Schlußwort faßt Swietochowski die bisher oft mißachtete Bedeutung regionalistischer und partikularistischer „Nationalismen“ bei den Turkvölkern der Sowjetunion gegenüber den turkistischen und panturkistischen, überregionalen „Vereinigungsnationalismen“ zusammen, die bisher hauptsächlich in der westlichen Mittelasienforschung berücksichtigt worden sind. Paradoxerweise gab es Perioden, in denen Vertreter solcher regionalistischer Tendenzen sich selbst nicht im offenen Gegensatz zu turkistischen Theoremen empfanden. Wie Swietochowski überzeugend vorführt, bedarf es akribischer historischer Methoden, die ideologischen Wandlungen und Sprünge mittelasiatischer vorrevolutionärer Nationalisten nachzuzeichnen. Neben dem in Anmerkung 8 erwähnten Chodzaev

waren die aufgeklärten Literaten Behbudij und Fitrat (nicht eben Freunde der Sowjets) schon vor der Revolution Verfechter der Schaffung einer modernen „usbekischen“ Sprache – später hegten sie durchaus auch Sympathie für die Schaffung eines Staates Turkestan. Gerade ihnen wurde später sowjetischerseits unterstellt, sie wollten das klassische tschagataische wiederbeleben. In ihnen – wie auch in Chodžaev – ausschließ- lich turkistische Anhänger des „Turkestanismus“ zu sehen, heißt, die offizielle sowjeti- sche Polemik der zwanziger und dreißiger Jahre unkritisch zu übernehmen. Aus der Tatsache, daß der Kommunist Chodžaev aufgrund der Anklage, Anhänger des Pantur- kismus zu sein, hingerichtet wurde (er wurde später rehabilitiert), ist ja auch nicht etwa zu schließen, er sei tatsächlich Panturkist gewesen (hierzu Edward Allworth: *Uzbek Literary Politics, The Hague 1964*)! Vgl. auch den Beitrag Swietochowski in diesem Band, S. 49 ff.

- 12 Über Ajni neuerdings: Jiří Bečka: Sadriddin Ayni – Father of Modern Tajik Culture (Istituto Universitario Orientale – Seminario di Studi Asiatici – Series Minor 5), Neapel 1980. Zur Entwicklung von Ajnis tadshikischem Nationalismus siehe seine Schriften „Buchoro inqilobi ta'richi učen materiallar“ (Moskau 1926) und „Tožiklar mas'alasi“, in: *Mehnatlar tovuši* (Samarkand 1923/24) – beide usbekisch – sowie „ta'richi amironi mangitjai Buchoro“ (Taschkent 1923) und „Namunai adabi'eti togik“ (Moskau 1926) – die beiden letzteren in Persisch/Tadshikisch. Bei der territorialen Abgrenzung Tadshikistans von Usbekistan kam es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen usbekischen Gegnern und Befürwortern des Tadshikentums, die in der so- wjetischen Historiographie üblicherweise heruntergespielt werden. Ausführlich geht darauf ein R. Vaidyanath: *The Formation of the Soviet Central Asian Republics, New Delhi 1972*.
- 13 Hierzu ausführlich Jiří Bečka: *Tajik Literature from the 16th Century to the Present* und Sadriddin Ayni – Father of Modern Tajik Culture; Teresa Rakowska-Harmstone: *Russia and Nationalism in Central Asia – The Case of Tadzhikistan, Baltimore und London 1970, S. 241 ff.*
- 14 Kommunist Tadzhikistana vom 3. Januar 1953, S. 2, nach Rakowska-Harmstone: *Rus- sia and Nationalism, a.a.O. (Anm. 13), S. 232*.
- 15 Im intellektuellen und literarischen Leben der Tadshikischen SSR spielt die öffentli- che Rezeption der tadshikischen Geschichtsforschung eine überraschend große Rolle, was etwa an der Popularität des Historikers und Akademiemitglieds Bahodir I. Iskandar- row (Direktor des „Ahmad Donisch“-Instituts für Geschichte der Tadshikischen Aka- demie der Wissenschaft) in seiner Heimat abzulesen ist, oder aber an der erheblichen Resonanz, die die Veröffentlichung der tadshikischen Übersetzung der jüngsten Ver- sion der Standardgeschichte Tadshikistans aus der Feder des langjährigen Parteisekre- tär's und Fachhistorikers Boboğon G. Gafurow (russisch: B. G. Gafurov, Tadžiki, Mos- kau 1972) erzielt hat, unter dem Titel „Toğikon – kitobi jakum: ta'richi qadimtarin, qadim va asri miëna“ (Duschanbe 1983) und „Toğikon – kitobi dujum: ochirhoi asri miëna va davrai nav“ (Duschanbe 1985). Diese um mehr als ein Jahrzehnt verspätete Übersetzung wurde in Tadshikistan nahezu als nationales Ereignis gewertet. In diesem Zusammenhang ist auch interessant, daß Sadriddin Ajni, der „Vater der tadshikischen Sowjetliteratur“, nicht nur als Literat, sondern immer auch als eminenter Historiker ge- würdigt wird.
- 16 Teresa Rakowska-Harmstone: *Russia and Nationalism, a.a.O. (Anm. 13)*.
- 17 Positionen dieser Art werden hin und wieder deutlich in einigen Schriften von Bai- mirza Hayit, zum Beispiel in: *Turkestan zwischen Rußland und China, Amsterdam 1971, S. 126 f. und 186*. Explizit formuliert sie Ahmed Zeki Velidi (Togan): *Bugünkü Türkistan ve yaq'in mazisi, Kairo 1929-30, S. 67 f.* Velidis Argument, die Tadshiken Mittelasien sprächen nicht einmal „richtig“ Persisch, sondern nur türkisch beeinflusste persische Dialektformen, beißt sich in den Schwanz. Gerade damit bestätigt er, daß Persisch nicht nur als elitäre Hochsprache, sondern auch seit altersher von „unteren“ sozialen Schichten gesprochen wurde.
- 18 In diesem Sinne hat sich jüngst Ewa A. Chylinski in ihrem programmatischen Aufsatz geäußert: „Social and cultural anthropological research on Soviet Central Asia: a western European perspective“, in: Mark van Damme und Hendrik Boeschoten (Hrsg.): *Utrecht Papers on Central Asia – Proceedings of the First European Seminar on Central Asian Studies held at Utrecht, 16.-18. Dezember 1985 (Utrecht Turkological Series, Nr. 2), Utrecht 1987, S. 9-19*.